

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

32. Jahrgang

Donnerstag, 25. Juni 1964

Nummer 6

Hermann von Gilm

Zum 100. Todestag

Vor 100 Jahren ist das Lied der Tiroler Nachtigall verstummt; ihr Lied, das so innig Natur und Heimat pries, das so stürmisch nach der Freiheit rief und so ungestüm des Herzens heiße Leidenschaft und Zwiespältigkeit offenbarte.

Bei seinen zeitgenössischen Zuhörern hat Gilm wegen seiner politischen und religiösen Einstellung ein heftiges Für und Wider ausgelöst. Doch ist die Zeit über solche Auseinandersetzungen hinweggegangen. Geblieben sind seine schönsten Lieder, die auch heute noch durch ihre tiefen Empfindungen, ihre schönen Naturbilder und ihren packenden Rhythmus begeistern.

Der Dichter sagte einmal von sich, er sei eine schwäbische Pflanze, die ein tirolischer Baum werden sollte. Er entstammt einem Vorarlberger Geschlecht, das von Karl VI. für Verdienste um Kaiser und Reich geadelt wurde. Sein Vater, ein eifriger, treuer Beamter, war Gerichtsassessor in Innsbruck, als ihm am 1. November 1812 der kleine Hermann geboren wurde. Schon nach drei Jahren übersiedelte die Familie mit ihren drei Kindern nach Vorarlberg. Dort erlitt der erst Vierjährige durch den Tod seiner Mutter einen schweren Schlag, denn mit seiner Stiefmutter, die ihrem Gatten 12 Kinder schenkte, konnte sich das lebhaft, sensible Kind lange nicht befreunden. Der Knabe hatte eine weiche, fast mädchenhafte Natur. Beim Anblick von Elend und Unglück zeigte er größtes Mitgefühl und war in seiner Gutherzigkeit augenblicklich bereit, alles herzugeben — ein Charakterzug, der ihm zeitlebens blieb und manchmal in arge Geldverlegenheit brachte. Daneben verfügte er über ein gutes Stück Außerlichkeit und Leichtfertigkeit. Diese war ihm später oft ein Schild, den er der Unbill der Zeit und den

Folgen seiner schwachen Willenskraft entgegenhielt. Freilich gab er sich selber gern für oberflächlicher aus, als er war. Als Vierzehnjähriger kam er mit seiner Familie in seine Geburtsstadt zurück, wo er das Gymnasium beendete und an der juristischen Fakultät studierte. Nun wurde die schwäbische Pflanze zum tirolischen Baum.

Die Stationen seiner beruflichen Laufbahn führten ihn von Innsbruck, wo er als Praktikant beim Landesgericht tätig war, zum Kreisamt nach Schwaz. Bruneck wurde ihm zur zweiten Heimat. Besonders **Bad Scharl** in Geiselsberg, am waldigen Hang des Kronplatzes, liebte er heiß. Die „Scharl-Lieder“ zeugen davon. Noch heute heißt in dieser Gaststätte eine Stube die Gilmstube.

Einem Fest auf der Kehlburg bei Bruneck widmete er folgendes, heitere Gedichtchen:

Zu Kehlberg bei der Maipartie,
Wie schlich ich um die Küche!
In meinem Leben schmeckt' ich nie
So himmlische Gerüche:
Der fette Rahm, das weiße Brot,
An Fleisch und Schwarte keine Not
Und mehr als hundert Eier. —
Schlag zwölfte Kam der Suppentopf —
Was Topf? — ein Schaff, ein Kübel,
Ich denk' für mich in meinem Kopf,
Zu viel ist hier kein Übel.
Ich nahm zwei Knödel, zart und lind
Und zitternd, wie im Abendwind
Die Pappeln von Brunecken.
Mein Nachbar schenkt mir fleißig ein,
Sechs Knödel und sechs Viertel Wein,
Das ist kein Mißverhältnis.

Von Bruneck kam er nach Rovereto, in dessen südlichen Mauern seine Seele fror. Im Jahre 1847 kam er nach Wien und schließlich als Statthaltereisekretär nach Linz, wo er es bis

zum Vorstand des Präsidialbüros brachte. Alle seine Vorgesetzten schätzten ihn sehr und stellten ihm ein glänzendes Zeugnis aus.

Schon den jungen Studenten zog die Dichtung in ihren Bann. Interessiert las er alles, was ihm an zeitgenössischer Literatur zugänglich war. Schiller und Heine, Goethe, Senn, Lenau, Freiligrath, Grün wurden seine dichterischen Wegbereiter. Ihre Werke hinterließen in ihm oft einen so starken, nachhaltigen Eindruck, daß er sich davon erst langsam in der eigenen Natur und glücklichen Umwelt loszulösen vermochte. Je mehr der Dichter im Glück und Frieden lebte, desto freier und eigener wurde er, desto reiner sein Lied, desto sorgfältiger sein Vers. Die Lieder solch glücklicher Schaffensperioden gehören zum Schönsten, was die Lyrik des 19. Jahrhunderts hervorzubringen vermochte. Wenn aber die freundliche Anregung und Teilnahme mangelte, wenn ihn Unruhe und der Sturm ausgebrochener Leidenschaften überwältigten, dann geriet er leicht ins Unwahre, Gekünstelte, Übertriebene, Spielerische, ja Frivole.

Gilms Stärke und Eigenart liegen in seiner Stimmungs- und Empfindungsdichtung. Was seine Sinne erregt, was sein Auge erfaßt, sein Gemüt bewegt, wird zum Bilde, zur Beseelung und Belebung der ihn umgebenden Natur. Die Blumen und Bäche, die Bäume und der Wald, Frühling und Sommer, Tag und Nacht personifiziert er in seinen Stimmungsbildern.

Der Berg, auf dem die Morgenröte brannte,
die Anemone in des Waldes Moos,
das Feld, der Fluß, der Baum sind wie
Verwandte,
und schmerzlich reiß ich mich von ihnen
los.

In der Natur spiegeln sich des Dichters Sein und Sehnen, Haß und Liebe, Kummer und Schmerz wider. Vor allem die frohe Natur ist Gilms Liebling. Sie ist ihm die große Spenderin im Leben und Dichten, die heilsame Trösterin in stürmischen Stunden, die Mitfreunde in seinen Glückstagen. Das Harte und Herbe, das Erhabene und Hohe, die Majestät der Dolomiten, die eisige Pracht der Gletscher, der kühle Reiz der Wintergebirgslandschaft fanden keine verwandte Stimmung in dem weichen Dichter, blieben daher seinem poetischen Auge so gut wie entrückt. Doch übertrifft ihn keiner seiner Zeitgenossen an künstlerisch zartem Sinn für die liebliche Schönheit der heimatischen Natur. Ohne sie kann er sich ein Leben nicht vorstellen.

Mutter, sag, werd ich im Himmel
wieder Gras und Blumen sehn?
Um die Blumen könnt ich weinen,
denn die Blumen sind so schön!
Mutter, sag, gibt es im Himmel
Berge, Tal und Wasserfall?
Mutter, ach, ich könnte weinen
um das Lied der Nachtigall!
Mutter, sag, gibt es im Himmel
keinen Morgen, keine Nacht?
Um die Sonne könnt ich weinen,
um der stillen Sterne Pracht!

Neben der Natur war die Liebe die größte Befruchterin seines dichterischen Schaffens. Daß Gilm in seiner südländischen Erscheinung mit den rabenschwarzen vollen Locken, den sprühenden Augen und dem weichen Herzen sich immer wieder der Gunst schöner Frauen und Mädchen erfreute und daß sein Herz, rasch entflammt, sich immer wieder neuen Schönen zuwandte, nimmt nicht wunder. Da ist einmal die kluge, heitere Josephine, dann Theodolinde, Kathi und die liebenswürdige, zarte Sophie, die den Dichter der Arena der Tagespolitik entreißt und in seinem Schaffen eine Tiefe der Empfindung erweckt, die er später nicht mehr zu überbieten vermochte.

Allerseelen

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
die letzten roten Asten trag herbei,
und laß uns wieder von der Liebe reden,
wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich
drücke,
und wenn man's sieht, mir ist es einerlei;
gib mir nur einen deiner süßen Blicke
wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
ein Tag im Jahr ist ja den Toten frei;
komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe
wie einst im Mai.

Die Brunecker Jahre (1843—1845) waren für die Lyrik Gilms besonders fruchtbar. Im Herbst 1844 entstanden „Allerseelen“ und „Georgine“, zwei seiner schönsten Gedichte.

Den Reigen der Schönen beschließt die bescheidene Maria Dürrnberger, Tochter eines Linzer Rechnungsrates,

die ihn als liebende Gattin durch seine letzten drei Lebensjahre geleitete und ihm, einen Sohn schenkte. Alles, was Gilm an Liebesglück und Liebesleid erfuhr, fand Niederschlag in seinen Liederzyklen: „Um Josephine“, „Märzveilchen“, „Sommerfrische eines Mädchens“, „Lieder eines Verschollenen“, „An Kathi“, „Sophienlieder“, „Sonetten an eine Roveretanerin“, „Lieder von der italienischen Grenze“ u. a.

Eine besondere Stellung nimmt in seinem Schaffen die Schützenichtung ein. Gilm, der in Bruneck die Neubelebung des Schützenwesens miterlebte, erfaßte es als einen Kern- und Brennpunkt des tirolischen Volkslebens und zeichnete es, getragen von hohem Heimatgefühl, in kräftigen Farben. Seine Sammlung „Tiroler Schützenleben“, die er anlässlich der Feier zur 500-jährigen Vereinigung Tirols mit Österreich seinem Heimatland schenkte, ist eine begeisterte Verherrlichung des mutigen, sangesfrohen Tiroler Volkstums und seiner Treue zu Kaiser und Vaterland.

Schwing die Fahne, Fahnenträger,
mit der sehnenstarken Hand;
wer nicht folgt dem heiligen Banner
hat kein Herz für dieses Land!
Schwing die Fahne, Fahnenträger,
zieh die Täler aus und ein,
und von all den fremden Schatten
leg die Berge wieder rein!

Gilm erntete für seine Schützenlieder begeisterten Jubel. Es war die letzte Freude, die dem todkranken Sänger zuteil wurde: 52-jährig erlag er am 31. Mai 1864 einem Lungenleiden, und sein Wunsch, in sein geliebtes Tirol zurückkehren und dort genesen zu können, ging nicht in Erfüllung. Wohl aber wurden 1868, seinem eigenen Wunsche gemäß, seine Gebeine nach Innsbruck überführt und in einem Ehrengrab des städtischen Friedhofes beigesetzt. Dort ruht Tirols großer Lyriker von seinem Erdenleben aus, das auch von ihm wie von so vielen anderen Großen den bitteren Tribut für die geniale Begabung abforderte:

„Ich wußte nicht, wie schmerzreich
und herbe die Tage eines Dichters sind.“
G. R.

Matrei um 1850

Von Erwin Kolbitsch

Im Archiv der Stadtgemeinde Lienz liegt nachstehender Aufruf des k. k. Kreispräsidenten Otto Graf von Fünfkirchen vom 26. Februar 1850 aus Brixen.

„Der Bretterwandbach in Windisch-Matrei.

Der 18. August 1849, an welchem Tage wir zum erstenmal das hohe Geburtsfest unseres allgeliebten Kaisers Franz Josef I. mit Heimlichkeit und froher Freude allgemein feierten, endete als Unglückstag für die Marktgemeinde Windisch-Matrei.

Nur die gütige Vorsehung allein, nicht die äußersten Anstrengungen menschlicher Kräfte, vermochten an diesem Tage Windisch-Matrei vor gänzlicher Vergrabung unter dem Schutt des Bretterwandbaches zu retten, welcher mit nie gesehener Wut Wasser, Schlamm, Sand und kolossale Steine über die Wohngebäude und Feldungen von Windisch-Matrei zu führen drohte.

Der Markt Windisch-Matrei liegt, 7 Stunden von Lienz entfernt, in dem tiefen Iseltal, am Fuße der Tauernkette in der Nähe der Eisberge, von Handel, Verkehr und Gewerbe der Post- und Commerzialstraße weit abgelegen. Von dem kargen Boden suchen die Einwohner mit schwerer Anstrengung den Unterhalt. Mangel an Gewerbe, mageres Ertragnis des Bodens, Überbürdung der Güter, Frost- und Hagelschlag, welche die Saaten verderben, sind aber nicht die einzigen Ursachen der Armut, der nahezu 600 Seelen betragenden Bevölkerung von Windisch-Matrei. Sie kämpft ohne Unterlaß, aber auch ohne

Erfolg, gegen die Verheerungen des Bretterwandbaches und gegen die Versumpfung der Grundstücke durch den Iselfluß. An letzterem muß eine kostspielige, im heurigen Frühjahr beginnende Regulierung vorgenommen, und ersterer sollte durch Schutzbauten möglichst unschädlich gemacht werden. Dieser fürchterliche Wildbach entspringt nordöstlich von Matrei im Gebirge, die Bretterwand genannt, durchfließt einen Talkessel, welcher durch die lockeren Berghalden von Tonerde mit Sand, Geröll und großen Steinen gemengt einen beständigen Murgrund bildet, der bei Regengüssen und plötzlichen Schmelzen des Schnees sich auf den unten liegenden Markt und die bebauten Grundstücke ergießt. Der Bach fließt mitten durch den Markt und hat sein Bett schon so erhöht, daß er zwischen kolossalen Mauern eingeschlossen in einer den Dächern der Wohngebäude gleichen Höhe dahinbraust. Schon seit Jahrhunderten bilden die Ausbrüche dieses Wildbaches eine schauervolle Reihe von Verheerungen.

In den Jahren 1564, 1702, 1718, 1795 und 1797, dann 1801, 1827, 1839 im Sommer und neuerdings im Herbst 1841, am 7. Juli und 5. August 1846, endlich am 18. August 1849 haben die verheerendsten Ausbrüche stattgefunden. Die Urbarmachung der überschütteten Grundstücke, die Herstellung der zerstörten Archen, Dämme und Brücken verzehrten die Geldkräfte der Gemeinde. Im Jahre 1829 wurden wegen der Verheerungen des Jahres 1827 über 10.000 fl für Bauten verwendet. Die

späteren Unglücke gleicher Art des Jahres 1841 verursachten an Gebäuden und Feldern einen Schaden von 11.046 fl und einen Aufwand von 9.314 fl für die Schutzbauten.

Zur Bestreitung dieser Auslagen haben Se. Majestät mit den a. h. Entschlüssen vom 9. Jänner 1842 und vom 5. April 1845 einen unverzinslichen Vorschuß von 3.420 fl 28 kr. C. Mze. aus dem Landes-Approvisionnementfond gegen Zurückzahlung in 20 Jahresraten bewilligt. Dadurch ist sowohl die Notwendigkeit des Verbaues gegen die Verheerungen des Wildbaches als das Unvermögen der Gemeinde Windisch-Matrei, die Baukosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten, erwiesen, um so mehr, wenn man noch bedenkt, daß die Gemeinde kein Vermögen besitzt, alle Auslagen nach dem Steuerfuß bedecken muß und auf einen Steuertermin nur 41 fl R. W. zahlt.

Mehr als 200 Steuertermine wären also erforderlich gewesen, die Baukosten für das Jahr 1841 aufzubringen.

Der schrecklichste Ausbruch dieses Wildbaches fand nun am 18. August 1849 statt. Ein fürchterliches Hochgewitter enlud sich in der Nacht über die Bretterwand, und unter Getöse führte der Wildbach die Wassermassen mit Geröll und Gesteinen mitten durch den Markt, augenblickliche Verheerung drohend und die Ufermauern an einigen Stellen zerstörend. Mit herzerregender Angst erfüllte die Wut des Elementes die bangen Bewohner. Mütter mit ihren Kindern suchten das Weite, Kranke trug man aus den Häusern nach sicheren Zufluchtsorten, die Wohnungen wurden geräumt, das Vieh auf die entlegenen Felder getrieben. Der anbrechende Tag zeigte das Bild der Verheerung.

Einige Wohnungen waren in Steingeröll vergraben, viele Grundstücke gänzlich verschüttet, andere auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar gemacht, die dritte mit so großen Kosten und Kraftaufwand gebaute Talsperre war ganz zerstört, und das Bachbett bis zur Krone der Dämme mit Schutt angefüllt.

In diesem Zustande des Bachbettes führt jedes Hochgewitter unvermeidlich die völlige Verschüttung des Marktes Windisch-Matrei, der ganz auf dem Schuttkegel des Wildbaches steht, herbei. Dagegen müssen schleunigst Vorkehrungen getroffen werden. Sie bestehen in der Herstellung der zerstörten Talsperre aus großen Steinen, in der Räumung des Bachbettes und in der Ausmittlung eines Geschiebe-Ab lagerungsplatzes.

Der das gerechte Vertrauen so allgemein genießende, ehemalige Baudirektor Kink hat das Rinnsal des Wildbaches selbst technisch untersucht und hiernach die ebenso zweckmäßigen als dringenden Schutzbauten angegeben, deren Ausführung eine Kosten summe von 18.000 fl erfordert.

Der Bau ist unverschieblich und muß vor dem Eintritt der Hochwitter voll-

endet werden. Wie aber soll diese arme Gemeinde diese Auslage erschwingen, nachdem sie schon seit so vielen Jahren vergebens Geld und Arbeit ihres Schutzes wegen an diesem Wildbache verwendet hat, jährlich größere Verwüstungen erleidet und zu höheren Auslagen sich genötigt sieht.

So sehr die Staatsverwaltung bemüht ist, auf jede Weise sie zu unterstützen, so sehr sie selbst bereit ist, alles zu tun, was in ihren Kräften liegt und sämtliche Handschichten und Fuhrren zu leisten, so kann sie doch die baren Kosten nicht aufbringen und muß trostlos den gewissen Untergang erwarten, wenn ihr nicht durch den Brudersinn, durch die Mildtätigkeit der Bewohner Tirols und Vorarlbergs reichliche Unterstützung gewährt wird.

Der Herr Statthalter hat die Gemeinde Windisch-Matrei zu einer Sammlung im ganzen Kronlande von Haus zu Haus und zur Aussendung von Vertrauungsmännern aus ihrer Mitte, welche sich mit Legitimationen der Behörde ausweisen, ermächtigt. Möge die Armut der Bewohner von

Windisch-Matrei, ihre wahrhaft große Not, ihre hilflose Lage den Wohlthätigkeitssinn aller erwecken und den Bedrängten eine reichliche Unterstützung zufließen lassen. Sämtliche Gemeindevorstellungen und die hochwürdige Ortsgeistlichkeit werden ersucht, den ausgesendeten Sammelmännern ihre Beihilfe zuzuwenden und ihnen mit Rat und Tat beizustehen, deren, ich kann es aus eigener Anschauung und Überzeugung versichern, gewiß kein Ort bedürftiger und würdiger ist, als dieses unglückliche Windisch-Matrei, das sonst unabweislich verloren ist.

Auf Gemeinsinn und Bruderliebe allein bauen diese Unglücklichen ihre einzige Hoffnung, und einig und kräftig bewährt sich ja diese stets in unserem herrlichen Alpenlande, darum ist auch ihre Zuversicht groß, und wahrlich, sie kann nicht getäuscht werden.

Brixen, am 26. Februar 1850.

Der k. k. Kreis-Präsident
Otto Graf von Fünfkirchen."

Asch in Asche

Der Großbrand vor 70 Jahren — Aus hinterlassenen Aufzeichnungen
des Lehrers Hans Kaler von Anras, 1894

Das schmucke Dörfchen Asch in der Gemeinde Anras, einst mehr als heute bekannt durch seine Liebfrauen-Wallfahrtskirche, sank am 10. Juli 1894 in Schutt und Asche. Dieser Brand war zwar nicht der einzige, wohl aber der schrecklichste, der das Dorf je heimgesucht hat. Die Chronik jener Zeit weiß darüber zu berichten:

Gestern nachmittag gegen zwei Uhr wurden wir auf einmal durch Sturm läuten in Schrecken versetzt, und es hieß: in Asch brennt es. Augenblicklich liefen die Leute, die in Feld und Wald beschäftigt waren, zahlreich nach der Brandstätte. Als die ersten ankamen, standen schon vier Häuser in Flammen. Es konnte fast nichts gerettet werden als das Leben, besonders das von drei alten, kranken Frauenspersonen, die in Gefahr waren, zu verbrennen. Aus anderen Häusern konnte zwar einiges geborgen werden, da sehr viele Leute, besonders von Abfalterbach und Strassen, zusammen kamen; vieles aber ging doch zugrunde.

Das Feuer entstand in einem Streuhaufen, bei dem Kinder gesehen wurden. Es verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über das ganze Dorf, das in kurzer Zeit nur mehr ein einziges Feuermeer war. An ein Löschen war gar nicht zu denken, da es an Wasser fehlte. Nur vier Häuser konnten gerettet werden, die etwas außer der herrschenden Windrichtung lagen. Auch die Kirche blieb verschont, obwohl sie in größter Gefahr stand. Gegen halb sechs Uhr hatte das Feuer

die größte Ausdehnung erreicht. Abgebrannt sind im ganzen 21 Häuser mit ihren Wirtschaftsgebäuden. Der Schaden übersteigt sicher 100.000 Gulden, da auch die heutige Fehschung mitverbrannt ist. Obwohl die meisten Häuser mehr oder weniger versichert waren, sind die Leute doch sehr zu bedauern, da das Unglück alle getroffen hat und so der eine dem anderen nicht helfen kann, aber auch das Aufbauen sehr schwierig und kostspielig ist, indem es an Holz, Kalk und selbst an brauchbaren Steinen mangelt. Nur eine kräftige allseitige Unterstützung kann die Abbrändler retten, um die wir auch um Gotteswillen bitten. Ein edler Menschenfreund von der Aue hat wirklich heute schon den armen Betroffenen eine Fuhr Mehl und Brot geschickt, wofür ihm herzlich gedankt wird. Dieses Unglück ist ein bitterer Wermutstropfen in die Freude, mit der wir diese Woche ein Fest begehen wollten, auf das sich besonders die Ascher gefreut, da eines ihrer Ortskinder das erstmal zum Altare tritt. Das Memento, das bei dieser Feier der Herr Primiziant für die so schwer Heimgesuchten machen wird, möge sie trösten und für die Zukunft segnen!

Danksagung

Für die allseitige Hilfeleistung bei dem furchtbaren Brande des Dorfes Asch, durch den das ganze Dorf bis auf vier Häuser und die Kirche in wenigen Stunden in Asche gelegt wurde, sprechen die Gefertigten allen den

verbindlichsten Dank aus, besonders den Nachbargemeinden Abfaltersbach, Strassen und Tessenberg, sowie der löblichen Feuerwehr von Sillian. Gott möge es allen vergelten und sie vor ähnlichem Unglück bewahren!

Anras, den 10. Juli 1894.

Johann Kofler, Pfarrer
Johann Weiler, Vorsteher
(Peintnerwirt in Anras)
Ferdinand Reiter
(Moserbauer in Asch)
Johann Fuchs
(Huterbauer in Oberried)

Anras, am 18. Juli 1894.

Heute sind es acht Tage seit dem furchtbaren Brandunglück in Asch. Nachdem sich die Leute vom großen Schreck etwas erholt haben, ist eine gewisse Mutlosigkeit eingetreten. Das Unglück ist eben zu groß und ausge dehnt und die meisten leiden noch dazu an der herrschenden Bauernkrankheit — der Verschuldung. Es ist leider alles zerstört worden, selbst das Mauerwerk wird nur bei den wenigsten Häusern noch verwertbar sein. Zudem ist jetzt die ungünstigste Zeit zum Bauen, da die notwendigen Feldarbeiten bis in den Herbst hinein zu verrichten sind. Mit der Unterkunft geht es jetzt noch an, desto schlimmer wird es im Winter sein, wenn so viele Leute in den Häusern zusammengepfercht wohnen müssen. Obdachlos sind 19 Familien mit 150 Köpfen. Die Versicherungssumme auf die Gebäude beträgt 30.000 fl, mit 5.000 fl sind die Mobilien versichert; dem steht aber ein Schaden von 144.000 fl gegenüber.

Es wird daran gedacht werden müssen, wenigstens manche Häuser weiter auseinander zu bauen, sollte nicht noch öfters ein ähnliches Unglück entstehen. Die Sage weiß nämlich zu erzählen, daß Asch früher, „Maria im Moos“ geheißen habe, erst wegen der öfteren Einäscherung sei der Name Asch aufgekommen. Von einem solchen Brandunglück im Jahre 1736 ist noch ein Bericht des damaligen Pfarrers von Anras erhalten,

der also lautet:

„Anras, am 30. November 1736. — Gestern abend, 7 Uhr, ist allda beim Waldauf, wie man spricht, durch ein vom Bett gefallenes Kind und mithin durch ein in ein daneben befindliches Flachswerch gestoßenes Licht, das die Bäuerin ausgelöscht zu haben vermeint hatte, eine so urplötzliche und schreckliche Feuersbrunst entstanden, daß das ganze Dorf Asch mit etlichen 20 Feuer- und Futterhäusern in der Zeit einer kleinen Stunde durch einen darunter sich erhebenden Wind an allen Seiten in Flammen geraten und bis auf zwei Tagwerkshäuschen nebst dem lieben alten Gotteshause, so man noch kümmerlich mit etwas Beschädigung des Daches und geistlichen Hausgerätschaften errettet hat, jämmerlich samt allen Lebensmitteln, ohne namhaftes Ausbringen, in die Asche gelegt wor-

den. Die ganze Nacht war nichts als Jammer und Lärm. Das Schlimmste ist, daß man derzeit alle Feldfrüchte in den Häusern und Ställen und den kalten Winter vor der Tür hat, mithin für Vieh und Menschen vorderist an Unterkunft leidet. Wann nun andurch diese beunglückten Leute in die äußerste Noth und Elend gefallen und man hierorts nicht imstande ist, denen selben zugänglich unter die Arme zu greifen, dringt mich dieser erbar-

mungswürdige Zustand meiner anvertrauten lieben Schäflein, Euer Wohlgebornen unterhänigst gehorsamst anzuflehen, daß hochdieselbe zu verfügen geruhen möchten, daß allerorts die christlichen Herzen zur Reicheung einer ergiebigen Brand- und Beisteuer mit Nachdruck und Eifer ermahnet werden. — Pro eadem collectura supplicant!

Elende Abgebrannte des Dorfes Asch.“

RR. Franz Kaler

Ein Matreier Original

Er war eine Seele von einem Menschen, der Herr Dekan Unterpranger. Das was an ihm sterblich war, ruht nun schon seit über 50 Jahren unter einem würdigen schmiedeeisernen Kreuze neben dem Tore der Matreier Pfarrkirche. Jedoch die Älteren von uns erinnern sich heute noch mit dankbarer Verehrung an diesen edlen Priester. Grundgütig, selbstlos und bescheiden in seinem ganzen Wesen schenkte er alles her, was er besaß, an Würdige und Unwürdige gleichermaßen. Die Pfarrkirche und besonders die Filialkirche St. Nikolaus besaßen damals ziemlich viel Geld. Die Bäuerlein hingegen befanden sich vielfach in Bedrängnis. Die segensreichen Institutionen der Raiffeisenkassen und Genossenschaften waren erst im Anlaufen, und wenn so ein Bäuerlein in seiner Bedrängnis nicht aus und nicht ein wußte, so wandte es sich vertrauensvoll an den Herrn Dekan und der ließ dann halt her von dem Kirchengeld; aber das Zinseneintreiben und Mahnen das brachte er nicht übers Herz — übrigens war das Geld nachher im ersten Weltkrieg ja doch alles hin.

Auf sein Äußeres hielt er gar nichts, sein Talar war schon lang nimmer schwarz, sondern fuchsrot vor Alter, nur vorne herunter ging eine dunkle Straße, das kam vom Schnupfen, und sein Hut war eine Sehenswürdigkeit, so alt war er und abgegriffen und so speckig, daß man daraus hätte Seife kochen können. Alles Jammern der Hanne, der alten getreuen Häuserin, half nichts, der Herr Dekan war nicht zu bewegen, sich einen Hut zu kaufen. Da ging denn die Hanne, die nicht länger zusehen mochte, wie ihr hochwürdiger Herr mit so einem „schantlanen“ Hut herumstieg, her, kaufte einen neuen Hut und hing ihn auf den Kleiderrechen neben den alten, damit dem Herrn Dekan der Unterschied recht in die Augen springen sollte. Aber, oh Schreck, am nächsten Tag war der neue Hut weg! Rennt die Hanne verzweifelt zum Herrn Dekan und fragt: „Jetzt, Herr Dekan, wo ist denn der neue Hut?“ Sagt der Herr Dekan: „Grad ist so ein armer Häuter von einem Handwerksburschen dagewesen, der hat so gebettelt um einen Hut, dem hab ich ihn gegeben.“ Jammert die brave Hanne: „Aber Herr Dekan,

den schönen neuen Hut herschenken!“ Meint der Herr Dekan ruhig: „Schau, Hanne, was brauch i denn zwoa Hüt, hab Kopf a lei oan!“

Einmal war wieder Schülerbeichte. Alle vorderen Kirchenbänke voll von so sündigen Schäflein, mitten drunter Sagschneiders Hansele. Das Feiertagsgewandl hatte es an, das Hansele, und die Mutter hatte ihm den widerborstigen blonden Haarschopf fest mit Wasser und Bürste bearbeitet, aber er stand längst schon wieder wirr in die Höhe, so oft mußte sich das Hansele hinter den Ohren kratzen vor Sorge über seine Sünden. Immer wieder ließ er einen anderen vorgehen zum Beichtstuhle, aber endlich mußte er doch auch daran und als der Herr Dekan durch das Beichtgitter sich ihm zuwandte, da wisperte der arme Sünder, schön hochdeutsch, wie er das in der Schule gelernt hatte: Ich habe gestohlen! Der Herr Dekan: „Bübl, was hast du denn gestohlen?“ Das Hansele: „Ich habe Apfel gestohlen.“ Der Herr Dekan, um die Schwere der Tat beurteilen zu können: „Wo hast Du denn die Apfel gestohlen, bei einem Armen oder bei einem Reichen? Da windet sich das Hansele auf seinem Kniebankel verzweifelt wie ein Regenwurm und stößt endlich im breitesten Matreier Dialekt hervor: Ja, Hær Dekan, sell woas i nit, wie reich daß Du bischt“. Wie die Beichte weiter ging, das deckt das Beichtgeheimnis, Tatsache ist, daß das Hansele wesentlich erleichtert den Beichtstuhl verließ, einige Tage später war er sogar im Widum und kam ganz unförmig wieder heraus, so viel Apfel hatte ihm der Herr Dekan in die Säcke gestopft vor Freude über den reuigen Sünder. Ob freilich der gütige Herr Dekan nicht auch in diesem Falle, wie so oft, die Reinheit des Menschenherzens überschätzte, ob das Hansele seinen guten Vorsätzen treu geblieben ist und nie mehr die Obstbäume des Herrn Dekans im Saugartel und dessen Umgebung heimgesucht hat, oder ob es diese Expeditionen nunmehr auf andere Gärten beschränkte, das weiß ich nicht. Aber selbst der Gerechte sündigt bekanntlich siebenmal des Tages, also wird das arme, kleine Hansele wohl auch wieder rückfällig geworden sein!

F. P. Wolsegger t.